

HEYNE <

L. Marie Adeline

S.E.C.R.E.T.

Band 1

Roman

Aus dem Englischen
von Nicole Hölsken

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der Originalausgabe S.E.C.R.E.T



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Holmen Book Cream* liefert
Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 02/2014
Copyright © 2013 by L. Marie Adeline.
Copyright © 2014 der deutschen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2014
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
unter Verwendung von Thinkstock
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-54564-9

www.heyne.de

Für Nita

EINS

Kellnerinnen sind Meisterinnen im Entschlüsseln von Körpersprache. Das Gleiche gilt für Ehefrauen wütender Alkoholiker. Ich war beides: vierzehn Jahre Ehefrau, außerdem seit fast vier Jahren Kellnerin. Es gehörte zu meinem Job, zu erkennen, was meine Kunden sich wünschten, manchmal noch bevor sie es selbst wussten. Diese Fähigkeit hatte ich auch bei meinem Ex gehabt. Kam er durch die Tür, wusste ich schon, was er wollte. Doch immer wenn ich diese Fähigkeit auch bei mir selbst anwenden wollte, wenn ich versuchte, meine eigenen Bedürfnisse zu erkennen, scheiterte ich kläglich.

Ich wollte nicht unbedingt Kellnerin werden. Wer will das schon? Den Job im Café Rose bekam ich nach dem Tod meines Exmannes. Und in den darauf folgenden vier Jahren verwandelte sich meine Trauer zunächst in Wut, dann in ein dumpfes Dahinvegetieren. Ich wartete. Ich bediente meine Gäste, wartete, dass die Zeit verging, wartete auf das Leben. Und doch gefiel mir meine Arbeit irgendwie. Wer in einem Laden wie dem Rose arbeitet, in einer Stadt wie New Orleans, der hat Stammkunden, Lieblingskunden und ein paar, die man lieber den Kollegen überlässt. Dell zum Beispiel lehnte die Exzentriker ab, weil das Trinkgeld zu

schlecht war. Ich aber fand, dass sie die besten Geschichten erzählten. Also trafen wir eine Abmachung: Ich kümmerte mich um die Exzentriker und Musiker, während sie die Studenten oder die Kundinnen mit Babys und Kinderwagen bediente.

Am liebsten jedoch waren mir die Pärchen. Ein bestimmtes hatte es mir dabei besonders angetan. Es klingt vielleicht merkwürdig, aber ich hatte immer Schmetterlinge im Bauch, wenn die beiden das Café betraten. Die Frau war etwa Ende dreißig und schön nach der Art mancher Französinen – strahlender Teint, kurz geschnittenes Haar und doch unverkennbar feminin. Ihr Begleiter hatte ein offenes Gesicht, das braune Haar kurz geschoren. Er war groß, sein Körper schlank und geschmeidig und, glaube ich, etwas jünger als sie. Er verfügte über jene erotische Ausstrahlung, die nur Männer haben, die nicht wissen, wie sexy sie wirklich sind. Weder er noch sie trugen einen Ehering, sodass ich nicht genau erkennen konnte, wie ihre Beziehung zueinander war. Auf jeden Fall standen sie sich sehr nahe. Es wirkte immer, als ob sie gerade erst miteinander geschlafen hätten oder das nach einem schnellen Mittagessen noch vorhätten.

Nachdem sie sich gesetzt hatten, folgte jedes Mal das gleiche Ritual: Der Mann legte die Ellbogen auf den Tisch und streckte ihr die Handflächen entgegen. Sie wartete kurz, dann stützte auch sie ihre Ellbogen auf dem Tisch ab. Sie ließen die Hände mit geöffneten Handflächen in der Luft schweben, zwei Zentimeter voneinander entfernt, als ob eine sanfte Macht sie an der Berührung hinderte – und zwar nur eine Sekunde lang, bevor es albern wurde oder von jemand anderem als mir bemerkt werden konnte. Dann

verschränkten sie die Finger ineinander. Er küsste ihre Fingerspitzen, nun von seinem Handrücken umrahmt, eine nach der anderen. Immer von rechts nach links. Und sie lächelte. All das geschah schnell, so schnell, bevor ihre Hände sich wieder lösten und sie die Karte studierten. Sie zu beobachten, möglichst ohne dabei ertappt zu werden, löste eine tiefe, vertraute Sehnsucht in mir aus. Ich konnte spüren, was sie empfand – als ob es meine Hand war, die er liebte, mein Unterarm, mein Handgelenk.

In meinem bisherigen Leben hatte es so etwas nicht gegeben. Ich war mit Zärtlichkeit nicht vertraut, geschweige denn mit Verlangen. Mein Exmann, Scott, war in nüchternem Zustand zunächst freundlich und großzügig gewesen. Aber am Ende, als der Alkohol ihn komplett in seiner Macht hatte, war es auch damit vorbei. Nach seinem Tod weinte ich, weil er so viel Schmerz erlitten und verursacht hatte. Doch ich vermisse ihn nicht. Nicht im Geringsten. Etwas in mir verkümmerte, dann starb es ab. Bald waren fünf Jahre rum, seit ich zum letzten Mal Sex gehabt hatte. Fünf Jahre. Häufig stellte ich mir dieses eher zufällige Zölibat wie einen mageren, alten Hund vor, dem keine andere Wahl blieb, als mir zu folgen. Der Hund namens Fünf Jahre ging mit mir überall hin, mit hängender Zunge trottete er hinter mir her. Wenn ich neue Kleider anprobierete, lag Fünf Jahre hechelnd auf dem Boden in der Ankleidekabine. Seine Augen schienen sich über meinen Versuch, in einem neuen Kleid hübscher auszusehen, lustig zu machen. Sobald ich mich mit irgendeinem lauwarmen Verehrer zum Essen traf, setzte sich Fünf Jahre unweigerlich unter den Tisch.

Keine meiner bisherigen Verabredungen hatten zu einer

tiefere Beziehung geführt. Ich war jetzt fünfunddreißig. So langsam glaubte ich, dass »es« nie wieder geschehen würde. Dass mich jemand begehrte, nach mir verlangte, auf eine Weise, wie dieser Mann diese Frau begehrte, kam mir vor wie eine Szene aus einem ausländischen Film. In einer Sprache, die ich nie lernen würde. Mit Untertiteln, die nur verschwommen erkennbar waren.

»Drittes Date«, murmelte mein Boss neben mir. Ich schrak zusammen.

Ich stand neben Will hinter der Theke mit dem Gebäck, wo er die Gläser aus der Spülmaschine polierte. Er hatte bemerkt, dass ich das Paar beobachtete.

Mir fielen, wie immer, Wills Arme auf. Er trug ein kariertes Hemd, das er bis zu den Ellbogen aufgekrempelt hatte. Seine Unterarme waren muskulös und von weichen, sonnengebleichten Haaren bedeckt. Obwohl wir nur Freunde waren, fand ich ihn ungeheuer sexy – was dadurch gesteigert wurde, dass er sich dessen gar nicht bewusst zu sein schien.

»Fünftes Date vielleicht, oder was meinst du? Ist das ungefähr der Zeitraum, den Frauen abwarten, bevor sie mit dem Kerl schlafen, mit dem sie vorher ausgegangen sind?«

»Keine Ahnung.«

Will rollte seine dunkelblauen Augen. Er fand es unerträglich, dass ich ständig darüber klagte, keine Verabredung zu haben.

»Die beiden waren vom ersten Tag an so wie jetzt«, sagte ich und warf einen Blick auf mein Paar. »Sie sind absolut ineinander verschossen.«

»Ich gebe ihnen sechs Monate«, sagte Will.

»Zynisch«, antwortete ich und schüttelte den Kopf.

So was taten wir häufig. Wir spekulierten über die Beziehung zweier Kunden. Mit diesem kleinen Insider-Hobby schlugen wir die Zeit tot.

»Okay, schau mal da drüben. Siehst du den alten Mann, der sich mit der jungen Frau einen Teller Muscheln teilt?«, sagte er und deutete diskret mit dem Kinn auf ein anderes Paar. Ich reckte den Kopf, wobei ich jedoch vermied, das ungleiche Paar offen anzustarren.

»Ich wette, das ist die Tochter seiner besten Freundin.« Will senkte die Stimme. »Sie hat gerade ihren Abschluss gemacht und will in seiner Kanzlei arbeiten. Weil sie jetzt endlich volljährig ist, kann er sie getrost anbaggern.«

»Ach was. Sie könnte doch auch seine Tochter sein.«

Will zuckte die Achseln.

Ich sah mich im Café um, in dem es für einen Dienstagnachmittag überraschend hoch herging. Ich wies ihn auf ein weiteres Paar hin, das in der Ecke saß und gerade zu Ende gegessen hatte. »Na, siehst du die beiden?«

»Ja.«

»Die trennen sich sicher bald«, vermutete ich. Will warf mir einen Blick zu, während ich meine Fantasien weiterspann. »Sie sehen sich fast gar nicht an. Und nur der Mann hat ein Dessert bestellt – sie nicht. Ich hab ihm zwar zwei Löffel gebracht, aber er hat ihr nicht einen Bissen abgegeben. Ein schlechtes Zeichen.«

»Das ist tatsächlich ein schlechtes Zeichen. Ein Mann sollte seinen Nachtisch immer mit der Frau teilen«, sagte Will und zwinkerte mir zu. Ich musste grinsen. »He, könn-

test du die Gläser zu Ende polieren? Ich muss Tracina abholen. Ihr Auto hat mal wieder den Geist aufgegeben.«

Tracina war die Abendbedienung, mit der Will seit etwas mehr als einem Jahr zusammen war, nachdem seine Avancen bei mir zu nichts geführt hatten. Erst hatte ich mich durch sein Interesse geschmeichelt gefühlt, aber es wäre nicht gut gewesen, seinem Drängen nachzugeben. Ich brauchte einen Freund und keinen Chef, mit dem ich ausging. Mittlerweile waren wir so dicke Freunde, dass es mir trotz seiner Attraktivität meist nicht mehr so schwerfiel, die Sache platonisch zu halten ... abgesehen von manchen Abenden, an denen er im Büro saß und Überstunden machte, den oberen Hemdknopf offen, die Ärmel aufgekrempt, während seine Finger durch das dichte, grau durchzogene Haar fuhren. Zum Glück konnte ich derlei Anwandlungen in der Regel gut abschütteln.

Er hatte damals also begonnen, sich mit Tracina zu verabreden. Einmal hatte ich ihm sogar vorgeworfen, dass er sie nur eingestellt hatte, damit er mit ihr gehen konnte.

»Und wenn schon. Das ist einer der Vorzüge, wenn du der Boss bist«, gab er zurück.

Nachdem ich die Gläser fertig poliert hatte, druckte ich meinem Lieblingspaar die Rechnung aus und ging langsam zum Tisch der beiden hinüber.

In diesem Augenblick bemerkte ich das Armband der Frau zum ersten Mal, eine schwere Kette mit zahlreichen Anhängern. Es war ein ungewöhnliches Stück in hellem, mattiertem Gold. Auf der Vorderseite der Charms erkannte ich römische Ziffern, die Rückseite zierten Worte, die ich nicht lesen konnte. Es gab etwa ein Dutzend davon. Auch

der Mann schien von diesem Schmuckstück fasziniert zu sein. Er fuhr mit den Fingern durch die Charms, während er ihr Handgelenk und die Unterarme mit beiden Händen liebte. Seine Berührung war fest und besitzergreifend. Bei diesem Anblick bekam ich einen Kloß im Hals, und ein warmes Gefühl breitete sich hinter meinem Bauchnabel aus.

Fünf Jahre.

»Bitte sehr«, piepste ich. Meine Stimme klang eine ganze Oktave höher als sonst. Ich ließ die Rechnung auf den Tisch gleiten, wobei ich darauf achtete, ihre Arme nicht zu berühren.

Meine Anwesenheit schien sie völlig zu überraschen. »Oh, Danke!«, sagte die Frau und richtete sich auf.

»Waren Sie zufrieden?«, fragte ich. Warum fühlte ich mich in ihrer Gegenwart nur so gehemmt?

»Alles war perfekt wie immer«, antwortete sie.

»Es war großartig, danke«, fügte der Mann hinzu und suchte nach seiner Brieftasche.

»Das übernehme jetzt ich. Du bezahlst immer.« Die Frau lehnte sich zur Seite, zog ihre Kreditkarte aus der Handtasche und reichte sie mir. Ihr Armband funkelte, als sie sich bewegte. »Bitte sehr, meine Süße.«

Sie war im gleichen Alter wie ich und nannte mich »meine Süße«? Na ja, sie war so selbstbewusst, dass ich es ihr durchgehen ließ. Als ich die Karte entgegennahm, meinte ich, so etwas wie Besorgnis in ihren Augen zu lesen. Hatte sie die schmutzige, braune Bluse bemerkt, die ich bei der Arbeit immer trug, weil Flecken von Speiseresten darauf nicht so auffielen? Plötzlich wurde mir bewusst, wie ich aussah. Mir fiel auch ein, dass ich kein Make-up trug. Oh

Gott, und meine Schuhe – braun und flach. Keine Strümpfe, Socken, man glaubt es kaum. Was war mit mir geschehen? Wann hatte ich mich vorzeitig in eine Vogelscheuche mittleren Alters verwandelt?

Mein Gesicht brannte, als ich mich abwandte, während ich die Karte in meine Schürzentasche stopfte. Ich lief geradewegs zu den Toiletten, um mir kaltes Wasser ins Gesicht zu spritzen. Dann strich ich die Schürze glatt und betrachtete mich im Spiegel. Meine Güte, ich trug halt braune Kleidung, weil sie am praktischsten war! Ein Kleid wäre hier absolut nicht angemessen gewesen. Ich bin nun mal Kellnerin. Und was meinen unordentlichen Pferdeschwanz betraf – ich musste das Haar zurückerkämmen. Das ist im Umgang mit Lebensmitteln eine wichtige Regel. Okay, wahrscheinlich hätte ich es ordentlicher machen können, statt es schlampig mit einem Haargummi zusammenzufassen wie einen Strauß Spargel. Meine Schuhe sahen außerdem aus wie die einer Frau, die nicht allzu viele Gedanken an ihre Füße verschwendet – auch wenn man mir schon tausendmal erzählt hatte, wie schön meine waren. Ja, es stimmt, dass ich am Abend vor meiner Hochzeit meine letzte professionelle Maniküre hatte. Mittlerweile betrachtete ich so was als Geldverschwendung.

Wie hatte ich es so weit kommen lassen können? Ich hatte mich gehen lassen. Fünf Jahre lag erschöpft vor der Tür zu den Toiletten. Ich kehrte mit der Quittung zum Tisch zurück und mied jeden Augenkontakt mit beiden.

»Arbeiten Sie schon lange hier?«, fragte der Mann, während die Frau ihre Karte wieder einsteckte.

»Ungefähr fünf Jahre.«

»Sie sind sehr gut in Ihrem Job.«

»Danke.« Ich spürte, wie mein Gesicht ganz heiß wurde.

»Bis nächste Woche also«, sagte die Frau. »Wir lieben dieses alte Café einfach.«

»Na ja, es hat schon bessere Tage gesehen.«

»Für uns ist es perfekt«, fügte sie hinzu, gab mir den Bon zurück und zwinkerte ihrem Partner zu.

Ich betrachtete ihre Unterschrift in der Erwartung, einen blumigen, interessanten Namen zu lesen. *Pauline Davis*. Das klang eher simpel, und die Schrift war klein, was mich in diesem Augenblick geradezu beruhigte.

Ich starrte den beiden hinterher, wie sie das Lokal verließen, an den Tischen vorbei nach draußen, wo sie sich küssten und in verschiedene Richtungen verschwanden. Als sie am Fenster vorbeiging, warf die Frau mir einen letzten Blick zu und winkte. Wahrscheinlich sah ich aus wie eine Idiotin, wie ich so dastand und sie mit offenem Mund angaffte. Kleinlaut erwiderte ich ihr Winken durch die schmutzige Scheibe.

Eine ältere Frau, die am Nebentisch saß, riss mich aus meiner Trance. »Die Dame hat etwas fallen lassen«, sagte sie und deutete unter den Tisch.

Ich bückte mich und hob ein kleines, weinrotes Notizbuch auf. Es sah ziemlich abgenutzt aus, und das Leder fühlte sich so weich an wie menschliche Haut. Auf dem Einband prangten die in Goldschrift geprägten Initialen *PD*, die Seiten waren mit Goldschnitt verziert. Zögernd öffnete ich das Buch auf der ersten Seite, um nach Paulines Adresse oder Telefonnummer zu suchen. Dabei erhaschte ich einen zufälligen Blick auf den Inhalt: »...*sein Mund auf mir ... nie*

habe ich mich so lebendig gefühlt ... es durchfuhr mich wie weißglühende Hitze ... es übermannte mich in Wellen, zog mich hinab wie ein Strudel ... er beugte meinen Körper nach hinten ...«

Hastig schlug ich das Notizbuch zu.

»Vielleicht kriegen Sie sie ja noch«, überlegte die Frau am Nebentisch laut, während sie langsam auf ihrem Teilchen herumkaute. Ihr fehlte ein Vorderzahn.

»Ist wahrscheinlich zu spät«, antwortete ich. »Ich werde ... es einfach sicher verwahren. Sie kommt ja häufig her.«

Die Frau zuckte die Achseln und riss ein weiteres Stück von ihrem Croissant ab. Ich stopfte das Notizbuch in meine Kellnerinnentasche und schauderte vor Erregung.

Während der restlichen Schicht, bis Tracina mich ablöste – umgeben von einer ungeduldigen Aura aus Kaugummi- blasen und mit Korkenzieherlocken, die in ihrem hohen Pferdeschwanz wippten –, fühlte sich das Notizbuch in meiner Bauchtasche geradezu lebendig an. Zum ersten Mal seit Langem kam mir New Orleans im Dunkeln nicht mehr ganz so einsam vor.

Auf dem Nachhauseweg zählte ich die Jahre. Sechs waren es, seit Scott und ich von Detroit hierhergezogen waren, um noch mal von vorn anzufangen. Die Häuser hier waren billig, und Scott hatte gerade schon wieder einen Job in der Automobilbranche verloren. Wir beide glaubten, dass eine Stadt, die nach dem Hurrikan neu aufgebaut werden musste, eine gute Kulisse für eine Ehe war, die das Gleiche anstrebte.

Wir fanden ein süßes, kleines blaues Häuschen an der Dauphine Street in Marigny, wo sich auch andere junge

Leute ansiedelten. Ich hatte das Glück, einen Job als Tierarzthelferin in einem Tierheim in Metairie zu finden. Aber Scott verlor gleich mehrere Stellen auf den Ölplattformen. Und dann machte er zwei nüchterne Jahre zunichte, indem er eine durchzechte Nacht in ein zweiwöchiges Gelage verwandelte. Nachdem er mich nach den bewussten zwei Jahren zum zweiten Mal geschlagen hatte, wusste ich, dass es vorbei war. Plötzlich, nachdem seine betrunkene Faust zum ersten Mal in meinem Gesicht gelandet war, wurde mir klar, wie viel Anstrengung es ihn gekostet haben musste, mich nicht zu verprügeln. Ich bezog also die erstbeste Einzimmerwohnung ein paar Häuserblocks weiter.

Ein paar Monate später rief Scott eines Abends an und fragte, ob ich ihn im Café Rose treffen wollte, damit er sich für sein Verhalten entschuldigen konnte. Ich ließ mich darauf ein. Er behauptete, mit dem Trinken aufgehört zu haben, und zwar diesmal endgültig. Aber seine Entschuldigungen klangen hohl, und sein Verhalten war immer noch herzlos und defensiv. Nach dem Essen war ich den Tränen nahe. Ich saß mit gesenktem Kopf vor ihm, während er ein paar letzte, aggressive »Sorrys« hervorstieß.

»Ich meine es *wirklich* ernst. Ich weiß, dass es nicht so klingt, aber in meinem Herzen, Cassie, verfolgt mich das, was ich dir angetan habe, jeden Tag. Ich weiß nicht, was ich anstellen soll, damit du darüber hinwegkommst«, sagte er. Dann stürmte er hinaus.

Natürlich ließ er mich mit der Rechnung sitzen.

Auf meinem Weg nach draußen entdeckte ich, dass eine Kellnerin für die Mittagsstunden gesucht wurde. Ich hatte schon länger darüber nachgedacht, meinen Job in der Tier-

klinik aufzugeben. Dort kümmerte ich mich um die Katzen und ging während der Nachmittagschicht mit den Hunden Gassi. Aber für die von Hurrikan Katrina geschaffenen Streuner fanden sich weder Herrchen noch Frauchen, weshalb es meine Hauptaufgabe war, gesunden Tieren eines der mageren Beine zu rasieren, um sie für die Einschläferung vorzubereiten. Ich hasste diese Arbeit mit jedem Tag mehr. Ich hasste es, in die traurigen, müden Augen der Hunde zu schauen. An diesem Abend schrieb ich also eine Bewerbung fürs Rose und brachte sie dort vorbei.

Am gleichen Abend wurde die Straße in der Nähe der Parlange Plantage überflutet, Scott fuhr sein Auto über eine Absperrung in den False River und ertrank.

Ich fragte mich damals, ob es ein Unfall oder Selbstmord war. Glücklicherweise stellte unsere Versicherung sich keine derartigen Fragen – immerhin war er nüchtern gewesen. Und da die Geländerbolzen durchgerostet gewesen waren, zahlte das Land mir eine beträchtliche Abfindungssumme. Aber was hatte Scott an diesem Abend dort zu suchen gehabt? Es sah ihm wirklich ähnlich, einen grandiosen Abgang hinzulegen, der mich voller Schuldgefühle zurückließ. Ich war nicht glücklich über seinen Tod. Aber auch nicht traurig. Und dort, in diesem Vorhof der Hölle aus völliger Erstarrung, war ich seit seinem Unfall gefangen.

Zwei Tage, nachdem ich von seiner Beerdigung in Ann Arbor zurückgefliegen war – auf der ich allein gesessen hatte, da Scotts Familie mich für seinen Tod verantwortlich machte –, rief Will mich an. Zu Anfang brachte mich seine Stimme völlig aus der Fassung, weil sie so sehr nach Scott klang, nur dass er nicht lallte.

»Spreche ich mit Cassie Robichaud?«

»Ja. Wer ist da?«

»Mein Name ist Will Foret. Mir gehört das Café Rose. Sie haben mir letzte Woche Ihren Lebenslauf dagelassen. Wir suchen nach einer Mitarbeiterin, die die Früh- und Mittagsschicht übernimmt. Ich weiß, dass Sie nicht allzu viel Erfahrung haben, aber als sie letztens hier waren, kam so etwas rüber, das ...«

Etwas rüber?

»Wann sind wir uns denn begegnet?«

»Na ja, als Sie, äh, als Sie Ihren Lebenslauf vorbeigebracht haben.«

»Ach, tut mir leid. Jetzt fällt es mir wieder ein. Sorry, ja, ich könnte am Donnerstag vorbeikommen.«

»Prima, Donnerstag passt mir auch. Wie wäre es mit halbfünf? Ich zeige Ihnen dann alles.«

Achtundvierzig Stunden später schüttelte ich Will die Hand – ebenso wie meinen Kopf darüber, dass ich mich tatsächlich nicht an ihn hatte erinnern können. Offenbar war ich an jenem Abend ziemlich neben der Spur gewesen. Heute machen wir unsere Witze darüber (»Ja, der erste Eindruck von mir hat dich halt komplett aus den Socken gehauen, so sehr, *dass du dich noch nicht mal an mich erinnern konntest!*«). Damals war ich nach der Auseinandersetzung mit Scott so benebelt gewesen, dass ich nicht mal mitbekommen hätte, wenn ich mit Brad Pitt gesprochen hätte.

Also war ich verblüfft, wie gut aussehend Will auf seine zurückhaltende Weise war. Er versprach mir nicht, dass ich das große Geld machen würde; das Café lag im Norden, abseits vom Zentrum, und hatte am späten Abend nicht ge-

öffnet. Er erwähnte, dass er den Laden gern auf die erste Etage ausdehnen wollte, aber das war noch Zukunftsmusik.

»Meist sind es Leute aus der Gegend, die hier herumhängen und essen. Tim und die Jungs aus Michaels Fahrradladen zum Beispiel. Und viele Musiker. Manche schlafen vor unserer Tür, weil sie die ganze Nacht über Straßenmusik gemacht haben. Außerdem kommen ein paar schräge Typen her, die in der Nähe wohnen und oft stundenlang bleiben. Aber alle trinken jede Menge Kaffee.«

»Klingt gut.«

Er bereitete mich auf den Job vor, indem er mich mit wenig Begeisterung durchs Lokal führte, auf die einzelnen Geräte deutete und Instruktionen vor sich hinbrummelte, wie Spülmaschine und Kaffeemühle zu bedienen waren und wo er die Reinigungsmittel aufbewahrte.

»Die Stadt schreibt aus hygienischen Gründen vor, dass Sie das Haar zusammenbinden. Ansonsten bin ich nicht allzu pingelig. Wir haben keine Uniform. Aber gegen Mittag geht es hier oft hoch her. Achten Sie also auf praktische Kleidung.«

»Praktisch ist mein zweiter Vorname«, antwortete ich.

»Irgendwann renoviere ich mal«, sagte er, als mein Blick zuerst auf eine gesprungene Bodenfliese und direkt danach auf einen wackligen Deckenventilator fiel. Das Café wirkte heruntergekommen, aber gemütlich, und es war nur einen zehnminütigen Fußmarsch von meiner Wohnung entfernt. Will erzählte, dass der Laden nach Rose Nicaud benannt war, einer ehemaligen Sklavin, die mit einem Karren durch die Straßen von New Orleans gezogen war, um ihre eigene Kaffeemischung zu verkaufen. Will war mütterlicherseits

entfernt mit ihr verwandt. Das behauptete er zumindest. »Sie sollten sich mal die Aufnahmen von unseren Familientreffen ansehen. Sieht aus wie ein Gruppenfoto der Vereinten Nationen. Jede Hautfarbe ist vertreten ... Also? Wollen Sie den Job?«

Ich nickte begeistert, und Will schüttelte mir erneut die Hand.

Danach fand mein Leben nur noch in der Marigny Street statt. Ich schaffte es gerade mal noch in den Stadtteil Tremé, um dort Angela Rejean anzuhören, die mit Tracina befreundet war und im *Maison* Konzerte gab. Oder ich bummelte durch Antiquitätenläden und Secondhand-Shops auf der Magazine Street. Aber im Großen und Ganzen verließ ich diese Stadtteile nur selten. Ins Museum of Modern Art oder in den Audubon Park ging ich gar nicht mehr. Es klingt vielleicht merkwürdig, aber ich hätte den Rest meines Lebens in dieser Stadt verbringen können, ohne jemals das Wasser zu sehen.

Ich trauerte. Immerhin war Scott der erste und einzige Mann gewesen, mit dem ich je zusammen war. Und so brach ich bei den unmöglichsten Gelegenheiten in Tränen aus, im Bus oder beim Zähneputzen. Dabei trauerte ich nicht nur um Scott. Ich trauerte um fast fünfzehn Jahre meines Lebens, die ich damit verbracht hatte, mich ständig von ihm herabsetzen zu lassen und seinen Meckereien zu lauschen. Das war alles, was mir von ihm geblieben war. Ich wusste nicht, wie ich die kritische Stimme abschalten sollte, die mich auch nach seinem Tod immer wieder auf meine Fehler aufmerksam machte und sie hervorhob.

Wieso gehst du eigentlich nicht ins Fitness-Studio?

Keiner will eine Frau über fünfunddreißig.

Du kannst nichts anderes als fernsehen.

Du könntest so viel hübscher aussehen, wenn du dich nur bemühen würdest.

Fünf Jahre.

Ich stürzte mich in die Arbeit. Das Tempo im Café passte zu mir. Wir waren der einzige Laden in der Straße, der auch Frühstück anbot. Nichts Besonderes. Eier in jeder Variation, Würstchen, Toast, Obst, Joghurt, Gebäck und Croissants. Auch das Mittagessen war nicht sonderlich raffiniert: Suppen und Sandwichs, manchmal ein Eintopfgericht wie Linsensuppe oder eine Jambalaya, wenn Dell früh kam und Lust hatte, etwas zusammenzurühren. Eigentlich arbeitete sie ja als Bedienung, aber als Köchin war sie deutlich besser. Leider fand sie es einfach unerträglich, den ganzen Tag in der Küche zu stehen.

Ich arbeitete nur vier Tage die Woche, von neun bis vier, manchmal länger, wenn ich noch was aß und auf Will wartete. Wenn Tracina zu spät eintrudelte, fing ich oft schon mal an, an ihren Tischen zu bedienen. Ich beklagte mich nie darüber, denn auf diese Weise blieb ich in Bewegung.

Nachmittags hätte ich sicher mehr Geld verdienen können, aber ich mochte die Morgenschicht. Ich liebte es, wenn morgens die Reinigungsfahrzeuge als Erstes den Schmutz vom schmutzigen Bürgersteig wegspritzten. Wenn die Sonne Flecken auf die Terrassentische zauberte. Ich liebte es, die Vitrine mit Gebäck aufzufüllen, während ich Kaffee aufbrühte und die Suppe vor sich hin simmerte. Ich liebte es, mir Zeit zu nehmen, um meine Abrechnung zu machen. Mein Geld auf einem der wackligen Tische an den großen

Fenstern auszubreiten. Aber mein Heimweg war und blieb eine einsame Veranstaltung.

Mein Leben hatte mittlerweile einen stetigen, verlässlichen Ablauf: arbeiten, nach Hause gehen, lesen, schlafen. Arbeiten, nach Hause gehen, lesen, schlafen. Arbeiten, *Kino*, nach Hause gehen, lesen, schlafen. Es hätte zwar keiner übermenschlichen Anstrengung bedurft, aus diesem Rhythmus auszubrechen, aber ich schaffte es einfach nicht, etwas zu verändern.

Ich dachte, dass ich nach einer Weile automatisch wieder anfangen würde, zu leben oder mich sogar zu verabreden. Ich glaubte, dass auf magische Weise irgendwann der Tag kommen würde, an dem der entgleiste Zug meines Lebens zurück auf die Schiene kam. Als ob jemand einen Schalter umlegt. Ich dachte flüchtig darüber nach, wieder zur Schule zu gehen. Meinen Abschluss zu machen. Aber ich war zu lethargisch, um mich anzumelden. Ich steuerte ungebremst auf die Lebensmitte zu, und meine fette, bunte Katze Dixie, eine ehemalige Streunerin, wurde mit mir zusammen alt.

»Wenn du dich beschwerst, dass deine Katze dick ist, klingt das immer, als hätte sie das selbst verursacht«, hatte Scott oft zu mir gesagt. »Sie ist nicht einfach so fett geworden. Das ist deine Schuld.«

Scott hatte Dixie und ihrem ständigen Betteln um Nahrung nicht nachgegeben. Ich hingegen wurde immer wieder schwach. Ich hatte keine Willenskraft – was wahrscheinlich auch der Grund dafür ist, dass ich es so lange an Scotts Seite ausgehalten hatte. Ich brauchte eine ganze Weile, bis mir klar wurde, dass ich für seine Alkoholsucht nichts konnte und dass ich ihm auch nicht helfen konnte, sie zu überwin-

den. Dennoch wurde ich das Gefühl nicht los, dass ich ihn hätte retten können, wenn ich es nur ernsthaft versucht hätte.

Vielleicht hätte ein Baby, wie er es sich wünschte, alles verändert. Ich habe ihm nie gesagt, wie erleichtert ich insgeheim war, dass ich keine Kinder bekommen konnte. Eine Leihmutter wäre eine Möglichkeit gewesen, aber das war für unser schmales Budget zu kostspielig, und Gott sei Dank war Scott nicht scharf auf eine Adoption. Ich wollte niemals Mutter sein. Aber ich hoffte auf einen Lebenssinn. Auf etwas, das die Leere ausfüllen würde.

Ein paar Monate, nachdem ich im Café angefangen hatte und lange Zeit, bevor ihm Tracina das Herz stahl, erzählte Will mir, dass er Eintrittskarten für eine sehr begehrte Show beim Jazz-Festival hatte ergattern können. Zuerst glaubte ich, er wolle mir von einer Freundin berichten, für die er die Karten besorgt hatte. Dann stellte sich heraus, dass er mit mir dorthin wollte.

Ich geriet in Panik. »Also ... du fragst mich, ob ich mit dir ausgehe?«

»Äh ... ja.« Wieder war da dieser Blick in seinen Augen. Für einen Moment glaubte ich, dass er verletzt war. »Erste Reihe, Cassie. Komm schon. Wäre mal eine gute Gelegenheit, ein Kleid anzuziehen. Wenn ich so darüber nachdenke, hab ich dich eigentlich noch nie im Kleid gesehen.«

Da wusste ich, dass ich der Sache gleich ein Ende machen musste. Ich konnte nicht mit ihm ausgehen. Ich konnte nicht *mit ihm* ausgehen. Mit meinem *Boss*. Unter gar keinen Umständen wollte ich einen Job, den ich wirklich mochte, für einen Mann aufgeben, der, wenn er ein bisschen Zeit mit

mir verbracht hatte, unweigerlich entdecken würde, wie langweilig ich tatsächlich war. Außerdem spielte ich so gar nicht in seiner Liga. Ich war gelähmt vor Angst und von der Aussicht, mit ihm allein zu sein, außerhalb unseres normalen Arbeitsverhältnisses.

»Du hast mich noch nicht im Kleid gesehen, weil ich keines besitze«, antwortete ich.

Das stimmte nicht. Ich konnte mir nur nicht vorstellen, eins anzuziehen.

Will schwieg ein paar Sekunden. Dann wischte er sich die Hände an der Schürze ab. »Kein Problem«, sagte er. »Es gibt viele Menschen, die diese Band sehen wollen.«

»Sieh mal, Will. Ich glaube, ich war so viele Jahre mit einem solchen Wrack verheiratet, dass ich jetzt sozusagen ... beziehungsunfähig bin.« Ich klang wie eine Psychologin im Abendradio.

»Das hast du aber hübsch gesagt. ›Es liegt nicht an dir, sondern an mir.«

»Aber das *tut* es. Wirklich!« Ich legte ihm die Hand auf den Arm.

»Dann werde ich wohl das nächste attraktive Mädchen fragen müssen, das ich einstelle«, scherzte er.

Und das tat er. Er fragte die atemberaubende Tracina aus Texarkana. Tracina mit dem Südstaatenakzent und den endlos langen Beinen. Sie hatte einen jüngeren, autistischen Bruder, um den sie sich hingebungsvoll kümmerte, und besaß mehr Cowboystiefel als jeder andere Mensch auf dieser Welt. Sie wurde für die frühe Abendschicht eingestellt. Und obwohl sie sich mir gegenüber immer etwas kühl gab, kamen wir einigermaßen gut miteinander klar. Sie schien

Will glücklich zu machen. Wenn ich mich nun nach der Arbeit von ihm verabschiedete, fühlte ich mich doppelt allein. Ich wusste, dass er den Abend und die Nacht wahrscheinlich bei Tracina verbringen würde und nicht in der Etage über dem Café. Nicht, dass ich eifersüchtig gewesen wäre. Wie auch? Tracina war genau die Art von Mädchen, die gut für Will war: witzig, klug und sexy. Sie hatte ebenmäßige, kakaofarbene Haut. Manchmal ließ sie ihre Afrolocken wie eine wilde Mähne aus Zuckerwatte auf die Schultern fallen, ein andermal zähmte sie sie fachmännisch durch coole Zöpfe. Tracina war begehrt. Tracina war lebhaft. Tracina passte hierhin und hierzu. Ich tat das schlicht und ergreifend nicht.

An diesem Abend, während das Notizbuch immer noch warm in meiner Bauchtasche verborgen lag, beobachtete ich, wie Tracina sich auf den abendlichen Ansturm vorbereitete. Zum ersten Mal gestand ich mir ein, etwas eifersüchtig auf sie zu sein. Nicht, weil sie Will hatte. Ich war neidisch auf die Leichtigkeit und die Anmut, mit der sie sich durch den Raum bewegte. Manche Frauen hatten das einfach, die Fähigkeit, sich direkt ins Leben zu stürzen – und dabei auch noch so gut auszusehen. Sie gehörten nicht zu den Beobachtern, sie standen mitten drin. Sie waren ... lebendig. Will hatte sie gefragt, ob sie mit ihm ausgehen wolle, und sie hatte geantwortet: »Liebend gern.« Kein Zieren, keine Mehrdeutigkeiten, nur große, runde Augen.

Ich dachte an das Notizbuch. An die Worte, die ich überflogen hatte. An diesen Mann am Tisch. An die Art, wie er das Handgelenk seiner Partnerin liebkost und ihre Finger geküsst hatte. Daran, wie er das Armband befühlt hatte, an

sein Drängen. Ich wünschte, ein Mann würde einmal so für mich empfinden. Ich stellte mir vor, wie meine Hände durch sein dichtes Haar fuhren, wie mein Rücken sich gegen die Wand in der Restaurantküche presste, wie eine Hand meinen Rock hochschob. Ähm, Moment, der Mann hatte kurz geschorene Haare gehabt. Ich stellte mir also Wills Haar vor, Wills Mund ...

»Einen Penny für deine Gedanken«, unterbrach Will meinen absurden Tagtraum.

»Die sind mehr wert«, sagte ich und merkte, wie ich rot anlief. Ich hatte ihn gar nicht kommen hören. Meine Schicht war vorüber. Es war Zeit zu gehen.

»Gutes Trinkgeld heute?«

»Ja, nicht schlecht.« *Und es ist mir egal, ob du mit ihr schläfst!* »Ich muss jetzt los, Will. Sag Tracina, dass sie den Zucker auf den Tischen nachfüllen soll, bevor sie heute Abend geht. Wenn ich morgen früh komme, sollten sie voll sein.«

»Jawoll, Boss.« Er salutierte. Als ich schon fast zur Tür hinaus war, fragte er: »Hast du heute Abend was vor?«

Die neuesten Serien ansehen. Den Müll rausbringen. Was sonst noch?

»Ja, noch große Pläne«, erwiderte ich.

»Du solltest dich lieber mit einem Mann verabreden als mit einer Katze. Du bist reizend, weißt du.«

»*Reizend?* Du hast mich gerade nicht reizend genannt, oder? Will, das sagen Männer zu Frauen über fünfunddreißig, die zwar noch nicht völlig abgewrackt, aber auf dem besten Wege in den romantischen Ruhestand sind. ›Du bist eine reizende Frau, aber ...‹«

»Aber nichts, Cassie. Du solltest jetzt besser gehen«, sagte er und deutete mit dem Kinn auf die Tür nach draußen.

»Das habe ich auch vor«, sagte ich und stürmte zur Straße hinaus – wo ich beinahe von einem rasenden Radfahrer erfasst worden wäre.

Will stürzte hinter mir her. »Cassie! Du liebe Güte! Alles in Ordnung?«

»Siehst du? Das passiert, wenn ich rausgehe! Ich werde plattgefahren«, versuchte ich, den Schock durch einen Witz zu entschärfen, und atmete tief durch.

Will schüttelte den Kopf.

Ich drehte mich um und ging die Frenchmen Street hinunter. Ich hatte das Gefühl, seine Augen in meinem Rücken zu spüren. Aber ich war zu schüchtern, um mich umzudrehen und mich zu vergewissern.

ZWEI

Kann man sich gleichzeitig jung und alt fühlen? Ich war bis ins Mark erschöpft, als ich mich die vier Straßen nach Hause geschleppt hatte.

Wie gerne betrachtete ich die winzigen Häuser in meiner Gegend, von denen manche sich förmlich aneinanderschmiegen. Andere wiederum waren mit so vielen Farbschichten bedeckt, von so vielen schmiedeeisernen Zäunen bewehrt und mit so vielfältig verzierten Fensterläden geschmückt, dass sie wie alternde Revuegirls in Kostümen und Theaterschminke wirkten.

Meine Wohnung befand sich in einem dreigeschossigen, mit Stuck verziertem Haus Ecke Chartres & Mandeville Street. Es war blassgrün gestrichen, verfügte über runde Torbögen und dunkelgrüne Fensterläden. Ich wohnte ganz oben und hauste mit meinen fünfunddreißig Jahren immer noch wie eine Studentin. In meiner Anderthalb-Zimmer-Mietwohnung standen eine Futon-Couch und selbst gebastelte Bücherregale aus billiger Spanplatte, die mir gleichzeitig als Couchtisch dienten und in denen ich eine immer größer werdende Sammlung von Salz- und Pfeffer-Streuern aufbewahrte. Das Schlafzimmer war in dem halben Raum, der von einem breiten, stuckverzierten Bogengang begrenzt

wurde und von dem aus drei Dachfenster den Blick nach Süden freigaben. Zur Abtrennung vom Rest der Wohnung hatte ich einen Vorhang gezogen. Die Treppe in meine Wohnung hinauf war so schmal, dass man große, schwere Möbel gar nicht hätte hinaufschaffen können. Alles musste tragbar, biegsam und zusammenklappbar sein. Als ich mich meinem Wohnhaus näherte und den Blick nach oben schweifen ließ, wurde mir klar, dass ich eines Tages zu alt sein würde, um in der obersten Etage zu leben. Insbesondere wenn ich weiterhin einen Job ausübte, bei dem ich den lieben langen Tag auf den Beinen war. An manchen Abenden war ich so müde, dass ich mich nur noch mit letzter Kraft die Treppe hinaufschleppen konnte und zu nichts anderem mehr fähig war.

Mir war aufgefallen, dass Nachbarn, die älter wurden, nicht auszogen, sondern einfach nur in ein niedrigeres Stockwerk übersiedelten. Die Delmonte-Schwestern hatten das vor ein paar Monaten getan, nachdem Sally und Janette, zwei andere Schwestern, endlich in ein betreutes Altenwohnheim gezogen waren. Obwohl Anna, die zehn Jahre jünger war als ihre Schwester, die Treppen sicherlich noch ein paar Jahre gut hätte schaffen können, setzte Bettina sich durch, als sie siebzig wurde.

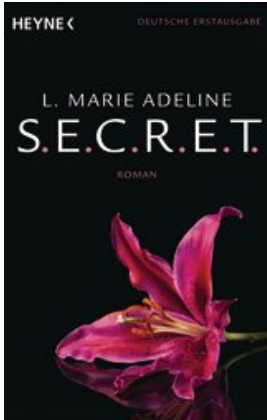
Als die gemütliche Zweizimmerwohnung von Sally und Janette leer war, half ich Anna und Bettina, ihre Bücher und Kleider aus dem zweiten in den ersten Stock zu schaffen. Anna berichtete mir, dass unsere Familienvilla, nachdem sie in den Sechzigerjahren in ein Wohnhaus mit fünf Parteien umgewandelt worden war, als *Hotel der Alten Jungfern* bezeichnet wird. »Hier haben bisher immer nur Frauen ge-

wohnt«, sagte sie. »Nicht, dass *Sie* eine alte Jungfer wären, meine Liebe. Ich weiß, dass alleinstehende Frauen einer gewissen Altersgruppe heutzutage sehr empfindlich auf dieses Wort reagieren. Na ja, an dem Status der alten Jungfer gäbe es ehrlich gesagt gar nichts auszusetzen, selbst wenn Sie eine *wären*. Was Sie aber ganz bestimmt nicht *sind*.«

»Ich bin Witwe.«

»Ja, aber eine sehr *junge* Witwe. Sie haben noch viel Zeit, um noch mal zu heiraten und Kinder zu bekommen. Oder auch nur zu heiraten«, sagte Anna und zog eine Augenbraue in die Höhe. Dann steckte sie mir einen Dollar-Schein für meine Mühe zu – eine Geste, gegen die ich mich schon seit Längerem nicht mehr zur Wehr setzte, da der Schein sonst ein paar Stunden später acht Mal gefaltet und unter meiner Tür hindurchgeschoben werden würde. »Sie sind ein Schatz, Cassie.«

War ich tatsächlich eine alte Jungfer? Ich war im letzten Jahr nur ein einziges Mal mit einem Mann ausgegangen. Mit dem besten Freund von Wills jüngerem Bruder Vince. Einem großen schlaksigen Jazzmusiker, der vor Schreck keuchte, als ich ihm mitteilte, dass ich schon vierunddreißig war. Um seinen Schock zu überspielen, beugte er sich dann über den Tisch zu mir herüber und vertraute mir an, dass er für ältere Frauen durchaus »etwas übrig« habe – und das von einem Dreißigjährigen! Ich hätte sein dummes Gesicht ohrfeigen sollen. Stattdessen begann ich nach etwa einer Stunde auf die Uhr zu sehen. Er redete zu viel über die beschlossene Band, in der er spielte, darüber, wie schlecht die Weinkarte war und wie viele heruntergekommene Häuser er in New Orleans kaufen wollte, weil der Markt sich ganz



L. Marie Adeline

SECRET 1

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 304 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-54564-9

Heyne

Erscheinungstermin: Januar 2014

Entdecke die Welt von S.E.C.R.E.T.

Matilda spürte meine Panik wohl. Sie goss mir ein Glas Wasser aus dem Krug auf ihrem Schreibtisch ein.

»Hier, Cassie, trinken Sie einen Schluck, und versuchen Sie bitte, sich zu entspannen. Das hier ist eine gute Sache. Eine ganz fantastische Sache, vertrauen Sie mir. Das Komitee ist einfach nur eine Gruppe von Frauen, von denen es vielen früher genauso ging wie Ihnen. Das Komitee sorgt dafür, dass Ihre Fantasien Wirklichkeit werden.«

»Meine Fantasien? Was, wenn ich gar keine habe?«

»Oh, Sie haben welche. Sie wissen es nur noch nicht. Und machen Sie sich keine Sorgen. Sie werden nie etwas tun müssen, was Sie nicht tun wollen. Und Sie müssen auch nie mit jemandem zusammen sein, mit dem Sie nicht zusammen sein wollen. Das Motto von S.E.C.R.E.T. lautet: Kein Urteil. Keine Grenzen. Keine Scham.«